

|                     |   |
|---------------------|---|
| <b>Zeitschrift:</b> | Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde                                    |
| <b>Herausgeber:</b> | Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel                                     |
| <b>Band:</b>        | 111 (2011)  |
| <br>                |   |
| <b>Artikel:</b>     | Dominik steht wieder einmal vor dem Nichts : die Fakten im Fall Paul Schmitz            |
| <b>Autor:</b>       | Wamister, Christof  |
| <b>DOI:</b>         | <a href="https://doi.org/10.5169/seals-391678">https://doi.org/10.5169/seals-391678</a> |

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# **Dominik steht wieder einmal vor dem Nichts. Die Fakten im Fall Paul Schmitz**

*von Christof Wamister*

## **Vorbemerkung**

Muss sich rechtfertigen, wer sich heute noch oder wieder mit Paul Schmitz alias Dominik Müller (1871–1953) befassen will? Ist über den brillanten Mundartlyriker, Schriftsteller, Satiriker, Polemiker, Antisemiten und Sympathisanten der Nationalsozialisten nicht alles gesagt? Kann man ihn nicht getrost zu den Akten legen? Es sei den Freunden seiner frühen Mundartlyrik nicht gelungen, ihn zu rehabilitieren, schrieb Albert M. Debrunner 1998. Der Hinweis auf andere Dichter, die sich für den Faschismus oder Nationalsozialismus begeistert hätten, genüge vermutlich nicht. «Vielleicht sollte umgekehrt wieder einmal darüber nachgedacht werden, ob ein gutes Gedicht wirklich zur Entschuldigung einer emporgereckten rechten Hand dienen kann oder nicht.»<sup>1</sup> Der Antisemitismus und die frontistischen Entgleisungen von Schmitz sind in der Tat unentschuldbar. Die Frage könnte aber auch lauten: Infizieren sie das Werk und die Person Schmitz/Müller so stark, dass man seine Gedichte und seine Prosa nicht mehr lesen kann und darf? Ganz unbefangen lassen sie sich zweifellos nicht mehr lesen. Dennoch bleibt Dominik Müller eine Figur der Basler Stadtgeschichte und der neueren Schweizer Literaturgeschichte. Und da ist zu konstatieren, dass die Fakten zu seiner Biographie noch nie auf der Basis der vorhandenen Akten aufgearbeitet wurden.

Debrunner hat sich mit der Zeitschrift «Der Samstag» und ihrem Antisemitismus befasst. Fridolin Leuzinger hat in seinem verdienstvollen, aber ziemlich chaotischen Nachwort zum Auswahlband «Ich weiss eine Stadt» 1984 eine Ehrenrettung vorgelegt, die Müllers Antisemitismus zu entschuldigen oder mindestens zu erklären versucht und ihn als Opfer des Basler Polit-Establishments darstellt.<sup>2</sup> Ein wichtiger Aspekt kommt bei Leuzinger nur am Rande vor: Paul

1 Albert M. Debrunner: «Der Samstag» – eine antisemitische Kulturzeitschrift des Fin de Siècle, in: Aram Mattiolo (Hg.): Antisemitismus in der Schweiz 1848–1960, Zürich 1998, S. 305–324 (Zitat S. 322).

2 Fridolin Leuzinger: Dominik Müller – das Basler Ärgernis, in: Dominik Müller: Ich weiss eine Stadt, hrsg. von Dieter Fringeli und Fridolin Leuzinger, Basel 1985, S. 87–177. Leuzinger vermischt in seinem Essay biographische Fakten, Betrachtungen zum Werk und zum Charakter von Paul Schmitz/Dominik Müller. Anzumerken ist aber, dass der heutige

Schmitz pflegte eine fast lebenslange Freundschaft mit dem Schriftsteller Pío Baroja (1872–1956), einem Klassiker der spanischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Romanistin Catherine Haenggi veröffentlichte und kommentierte in ihrer Dissertation 1976 vierzig Briefe von Baroja an Schmitz;<sup>3</sup> eine Publikation, die im literarischen Spanien beachtet wurde, nicht aber in Basel. In Spanien ist Paul Schmitz zumindest den Baroja-Kennern ein Begriff, und es ist dem «filonazi» sogar ein spanischer Wikipedia-Eintrag gewidmet. Ist das nun bereits wieder eine Rechtfertigung oder Entschuldigung für den politischen Wirrkopf? Nein, es liefert aber einen wichtigen Hinweis darauf, dass das Gesamtbild komplexer ist. Schmitz, der in erster und zweiter Ehe mit einer Russin verheiratet war, pflegte auch eine intensive Beziehung zu Russland und zur russischen Kultur. Die Rolle des Lokaldichters und Lokaljournalisten genügte ihm nie ganz. Dem soll in diesem biographischen Aufsatz nachgegangen werden. Was an dieser Stelle nicht geleistet werden kann, ist eine Darstellung und Bewertung des literarischen Schaffens von Dominik Müller. Die These, dass er der Begründer der modernen Basler Mundartlyrik ist (vgl. Kapitel 4), würde eine Überprüfung mit literaturwissenschaftlich-germanistischen Methoden verdienen.

### Die Biographie bis zur Jahrhundertwende

Um 1950 hat der alte Paul Schmitz auf der Basis eines früher publizierten autobiographischen Textes einen «Lebensabriß»<sup>4</sup> verfasst, der offenbar für einen Vortragsabend bestimmt war. Es handelt sich nicht um eine exakte Chronik, und die heiklen Punkte werden darin verwischt oder aus sehr subjektiver Perspektive geschildert; doch er enthält einiges an Atmosphäre:

«1871 wurde ich in Basel geboren, in einem Viertel von Geschäftsleuten, Ladenbesitzern und Handwerkern, bei denen selbst noch unterm überwältigenden

im Archiv für Zeitgeschichte (AfZ) in Zürich verwahrte Nachlass von Schmitz Leuzinger damals noch nicht zur Verfügung stand.

- 3 Catherine Haenggi: 40 lettres inédites de Pío Baroja, analysé à partir des sa correspondance avec Paul Schmitz, Fribourg 1976. Vgl. auch die Ausführungen im Kapitel «Nachwirkungen».
- 4 AfZ, Nachlass Paul Schmitz I.3.4: Lebensabriß (im Folgenden zitiert als Lebensabriß). Siehe auch: Unveröffentlichtes Typoskript «Lebensabriß», stark handschriftlich korrigiert, unter Verwendung des autobiographischen Textes «Dominik Müller», in: Silhouetten. Eine Anthologie schweizerischer Lyrik, II. Bändchen, hrsg. von Paul Kägi, Basel 1917, S. 69–75. Die nachfolgenden Zitate stammen, soweit nicht anders angegeben, aus dem «Lebensabriß».

Eindruck des deutschen Sieges die Erinnerung an das untergegangene zweite Empire lebendig blieb und für die in allem und jedem Paris massgebend war. In meines Vaters Uhrwald, darinnen zu jeder Jahreszeit und Tagesstunde der Kuckuck rief, verträumte ich einen guten Teil meiner Jugend.»

Das exakte Geburtsdatum von Schmitz war der 16. Januar. Der Vater Paul Othmar Schmitz (1837–1909) war Uhrmacher bernischer Herkunft; die Mutter Bertha Luise Cäcilie (1842–1930), eine geborene Schabelitz, hatte deutsche Vorfahren.

Paul Schmitz besuchte die Basler Schulen vom Kindergarten bis zum Gymnasium und äussert sich im Rückblick nicht gerade schmeichelhaft darüber:

«Im Übrigen will mich beim Rückblick auf meine vielen grauen Schulbankjahre oft bedenken, als seien wir Schüler, mit Ausnahme von ein par [sic] wenigen Begabten, die jeweils durchbrannten, allesamt Dummköpfe gewesen, sonst hätten wir die ewige Stubenhockerei nicht ausgehalten. Damals ging man ja mit den Schülern ja wunderselten ins Freie – mit einem halb-, höchstens ganztägigen Spaziergang im Jahr war's getan, und die Leibesübungen beschränkten sich auf zwei wöchentliche Unterrichtsstunden in einer muffigen alten Turnhalle, deren Fenster auch im Sommer sorgsam geschlossen blieben.»

Der Religions- und Konfirmandenunterricht ödete ihn an, und er liess dafür Dampf ab in einer Mittelschulverbindung, welche die Couleurstudenten der Universität «nachäffte». Während seines Studiums an der Universität Basel war er Mitglied der Studentenverbindung «Jurassia», daneben auch im literarischen Verein «Basilea». Schmitz hörte in seinen Basler Semestern noch Jacob Burckhardt und «belästigte den grossen Mann», wie er im «Lebensabriss» schreibt, sogar mit Besuchen in dessen Wohnung in der St. Alban-Vorstadt.

Von Basel wechselte der Student der Germanistik und Romanistik nach Zürich, wo er 1892 seine Studien zu einem «mittelmässigen Ende»<sup>5</sup> führte, aber nicht promovierte. Während seines Studiums verkehrte er auch in revolutionären Kreisen, wo er junge Russinnen und Russen kennenlernte. Das hatte eine einschneidende biographische Konsequenz. Im «Lebensabriss» schildert er es folgendermassen:

5 Lebensabriss (wie Anm. 4); Haenggi (wie Anm. 3) und Debrunner (wie Anm. 1) erwähnen eine Dissertation über Heinrich Heine, und Leuzinger (wie Anm. 2) bezeichnet den Studienabschluss mit «Dr. phil.». Laut Matrikel der Universität Zürich (www.matrikel.uzh.zh) nahm Schmitz seinen Abgang am 25.10.1892 «mit Zeugnis». Das heisst nach damaliger Praxis, dass er keinen offiziellen Studienabschluss erwarb, sondern lediglich den Abgang an der Universität Zürich bestätigt erhielt; von einer Arbeit über Heine findet sich daher auch keine Spur.

«Schon ein paar Tage nach meinem Examen befand ich mich weit hinter der Wolga und tat mich dort als Mitbesitzer eines reizvollen russischen Adelsnestes auf, trank viel Tee, ritt einen Gaul zu Schanden und ging auf die Jagd, ohne meines Wissens grossen Wildschaden anzurichten – bis ich von dem verfrühten Idyll und den dort gerade grassierenden Tolstoimoraldiskussionen genug hatte und davonlief.»

Sein Sohn Georg Paul Schmitz (1913–1989) deutelt das folgendermassen aus: Es sei eine «Jugendeselei» seines Vaters gewesen, «eine Russin, Gutsbesitzerin in der Nähe von Nischni Nowgorod, die in Zürich studierte, zu heiraten. Mit 23 Jahren war Paul Schmitz Gutsbesitzer.»<sup>6</sup> Nach seinem zweijährigen Russlandaufenthalt sprach er fliessend Russisch. Paul Schmitz hat diese Episode seines Lebens in seinem Roman «Felix Grollimunds russisches Abenteuer» (1930) literarisch verarbeitet. Ich beschränke mich in dieser Darstellung auf die nichtliterarischen Quellen, denn es lässt sich von einem Roman nicht präzise auf die biographischen Daten schliessen.

Gemäss dem im Nachlass erhaltenen Familienbüchlein heiratete Schmitz die um drei Jahre ältere Helena Devotschkina am 22. Juni 1894 in Nikolskoje (Provinz Nischni Nowgorod), bereits am 5. August desselben Jahres kam die Tochter Veronika zur Welt. Die Ehe stand offenbar unter keinem guten Stern, und Schmitz verliess Frau und Kind. Er schlug sich in Moskau und in Nischni Nowgorod als Erzieher durch und kehrte in der zweiten Jahreshälfte 1895 nach Basel zurück, wo er wieder bei den Eltern wohnte und für die «Allgemeine Schweizer Zeitung» Theaterkritiken schrieb.<sup>7</sup> 1896 reiste er wieder nach Russland, wo er laut eigenem Bericht die «Zarenkrönung» sah, also die Krönung Nikolaus II. im Mai 1896. Er arbeitete als freier Auslandskorrespondent, zuerst aus Russland, dann in Berlin, wo er bis zur endgültigen Trennung noch einmal mit Frau und Tochter zusammenlebte. So berichtet es Leuzinger, der sich für seine Angaben zur Biographie auch auf den «Grolimund»-Roman stützt.<sup>8</sup> Schmitz «lernte dort als Tintenkuli zu 10 Pfennig die Zeile die meiner sozialen Position entsprechenden Weltstadtfreuden näher

6 AfZ, Nachlass Paul Schmitz I.5.1: Gesprächsprotokoll des Basler Historikers Stephan Winkler mit Georg P. Schmitz von 1985 (im Folgenden zitiert als Gesprächsprotokoll Winkler/Schmitz). Winkler hatte den Kontakt zu Georg Schmitz hergestellt, um den Nachlass des Vaters für das AfZ zu sichern.

7 Die Zeitungsartikel aus jener Zeit, undatiert und ohne Hinweis auf den Zeitungstitel, hat Schmitz mit dem Vermerk «W.S. 1895–96» aufbewahrt. Siehe AfZ, Nachlass Paul Schmitz I.20.1. Die 1873 gegründete, liberal-konservative Allgemeine Schweizer Zeitung ging 1902 in den Basler Nachrichten auf.

8 Leuzinger (wie Anm. 2), S. 137.

kennen.» Im Lebensabriß findet sich danach der wieder durchgestrichene und für einen Deutschlandfreund bemerkenswerte Satz: «Seither mag ich dies Berlin nicht leiden.»<sup>9</sup>

Die «gänzliche Scheidung» von Helena erfolgte aber erst im Mai 1900, interessanterweise durch das Kantonsgericht Zug. Das bestätigt die Angaben von Schmitz, der 1898 nach Basel zurückkehrte, sich danach wegen Lungenproblemen in Davos aufhielt und dann als Lehrer an einem Internat in Zug arbeitete.



**Abbildung 1**

Paul Schmitz um 1899.  
Archiv für Zeitgeschichte,  
Nachlass Paul Schmitz.

Im «Samstag» berichtet er zehn Jahre später über seinen überstürzten Abgang von diesem Internat und schildert sich recht glaubwürdig als Opfer einer Justizintrige. Der Gegenanwalt, der Zuger Nationalrat Clemens Iten, habe sich auf rechtswidrige Weise Unterlagen von Schmitz (vermutlich Schreiben seiner Exfrau) verschafft, die er dann im Prozess gegen ihn verwendete. Aufgrund der politischen Beziehungen des Anwalts sei es nicht möglich gewesen, diesen Tatbestand vor Gericht vorzubringen.<sup>10</sup>

Ende 1899 reiste Schmitz auf jeden Fall nach Madrid, um als Hauslehrer und Korrespondent für die «Basler Nachrichten» und die «Wiener Neue Freie Presse» zu arbeiten. Das Scheidungsurteil in Zug muss in seiner Abwesenheit erfolgt sein. Helena, die durch die Heirat mit Paul Schmitz das Schweizer Bürgerrecht erworben hatte, heiratete in zweiter Ehe einen Basler namens Hermann Guggenbühl.

9 Lebensabriß (wie Anm. 4).

10 Eine schweizerische Rechtsidylle, in: Der Samstag, 3. und 7. Juli 1909.

Die Tochter aus erster Ehe, zu der Schmitz keinen Kontakt mehr hatte, arbeitete später als Lehrerin in Glattfelden (ZH).

### **Der Aufenthalt in Spanien und der Kontakt mit Pío Baroja**

Warum es Paul Schmitz nach seinem Russlandabenteuer in das andere der beiden grossen «rückständigen» Länder Europas, nach Spanien, zog, ist nicht restlos klar. Er selber nennt in einer autobiographischen Kurzgeschichte ironisch die Schönheit der dortigen Frauen als Grund.<sup>11</sup> Pío Baroja, der kurze Zeit als Arzt gearbeitet hatte, nennt eine näherliegende Absicht: «Pablo Schmitz vino a Madrid a restablecerse de una enfermedad del pecho.»<sup>12</sup> Schmitz wollte somit auf der kastilischen Hochebene seine Lungenkrankheit vollständig auskurieren. Auf alle Fälle war Spanien ein neuer Anlauf in seiner weiterhin ungefestigten Existenz. Der sprachbegabte Schmitz lernte in Windeseile Spanisch, was es ihm ermöglichte, schon bald mit spanischen Intellektuellen und Schriftstellern in Kontakt zu treten. Diese Leistung ist nicht geringzuschätzen. Schmitz erlebte eine interessante Zeit in Madrid, denn die intellektuelle Welt Spaniens befand sich nach dem Verlust der letzten Kolonien in Aufruhr. Später erhielt diese Bewegung den Namen «Generation von 1898».

Baroja befand sich damals erst in den Anfängen seines Schaffens. Der junge Schweizer, der schon in Russland gelebt hatte, bot ihm einen Zugang zu den neuen geistigen Strömungen in Europa, «ein offenes Fenster in eine unbekannte Welt», wie es Baroja formulierte. Schmitz war damals für Nietzsche begeistert, was er später eher ironisierte. Aber für die Madrider Intellektuellen wurde Schmitz zum Mann, der Nietzsche nach Spanien gebracht hatte. Durch Baroja lernte Schmitz Juan Valera, Benito Pérez Galdós und Azorín (José Martínez Ruiz) kennen.

Die beiden Freunde, die immer beim «usted» (Sie) blieben, unternahmen zusammen Reisen in Spanien, aus denen mehrere Episoden in die Memoiren und Werke Barojas eingegangen sind. So erscheint in Kapitel XIV von «Camino de perfección» (1902) ein Deutscher namens Max Schultze, der mit dem unglücklichen Helden Fernando Ossorio einige Tage im Guadarrama-Gebirge nördlich von Madrid verbringt. Ossorio empfindet einen Existenzekel, der

11 Ein Schüler Nietzsches, in: Die kalte Pastete etcetera, Basel 1915, S. 86. Geschildert wird in der Kurzgeschichte die Begegnung mit einem wodkabeduselten Balten, der in Basel bei Nietzsche studiert hat.

12 Pío Baroja: Memorias; hier zitiert nach Apendice II in der Ausgabe des Romans «Camino de perfección»; Madrid 1993, S. II–VIII.

Bilder und Überlegungen Sartres in «La nausée» vorwegnimmt. Von Nietzsche hat er nur gehört, dass dieser den Egoismus glorifizierte. Im Gegenteil, kontert Schultze: Nietzsche sei der selbstloseste Ethiker, geradezu ein Heiliger.<sup>13</sup>

Im Dialog-Roman «Las veleidades de la fortuna», Reflex einer Schweizreise von Baroja mit Schmitz im Jahr 1922, erscheint Letzterer als bramarbasierender Nationalrat Stolz und verleiht auch einer zweiten Figur namens Fischer gewisse Züge. «Stolz era reaccionario y antisemita.»<sup>14</sup> Früher sei er einmal Sozialist gewesen. Baroja, der sich selber politisch nie ganz festlegte, distanziert sich damit auf diskrete Weise von seinem «amigo Schmitz». Auch beim Theologen und Schriftsteller Carl Albrecht Bernoulli (1868–1937), den er 1922 in Abwesenheit von Schmitz besuchte, fielen Baroja dessen antisemitische Tiraden auf.<sup>15</sup> Bernoulli war von 1906 bis 1908 verantwortlicher Redaktor des «Samstag». In seinem zweibändigen Werk «Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche. Eine Freundschaft» (1908) stellt Bernoulli den Antisemitismus noch durchaus kritisch im Kontext eines «Obskurantismus» dar. Doch später verfiel er dieser Verschwörungstheorie selber.<sup>16</sup>

In Madrid lebte der Deutschlehrer und Korrespondent Schmitz unter sehr bescheidenen Umständen. In der humoristischen Erzählung «Die Königslehrerstelle»<sup>17</sup> schildert er, wie er beinahe Hauslehrer des jungen Königs Alfonso XIII. geworden wäre, die Bewerbung aber daran scheiterte, dass er nicht katholisch war und nicht zu schwindeln wagte. Laut der Mitteilung von Sohn Georg Schmitz hat die Begebenheit einen autobiographischen Kern.<sup>18</sup> Im Spätsommer 1902 kehrte Schmitz nach nicht ganz dreijährigem Spanienaufenthalt nach Basel zurück. Der Kontakt zu Baroja brach aber nicht ab. Schmitz publizierte kritische Beiträge des Spaniers über sein Heimatland in den ersten Nummern des «Samstag».<sup>19</sup> Weitere Spanienreisen und Begegnungen mit Baroja erfolgten 1911,

13 Ebd. S. 96.

14 Las veleidades de la fortuna, Madrid 1926, S. 36.

15 Haenggi (wie Anm. 3): Brief Nr. 17, S. 79f.

16 Im Nachlass von Bernoulli findet sich eine Broschüre, die er 1934 an seine Freunde verteilte. Siehe Universitätsbibliothek Basel (UB), Handschriftenabteilung, F. II. 8: «Eigenbogen Nr. 1 – Der jüdische Einfluss am Völkerbund in Genf». Darin nimmt er auf ein Theaterstück von Louis-Ferdinand Céline Bezug. Er bezeichnet dabei einen Boykottaufruf des Völkerbundes gegen das nationalsozialistische Deutschland als jüdisch inspiriert.

17 Die kalte Pastete (wie Anm. 11), S. 7–21.

18 Gesprächsprotokoll Winkler/Schmitz (wie Anm. 6).

19 Spanische Zustände, in: Der Samstag vom 14. und 21.1.1905.

1913 und zuletzt 1921; anlässlich seines letzten Besuches beklagte Schmitz die «Amerikanisierung» von Madrid.

«Es mutet [...] eigentlich an, wie schwach der Spanienaufenthalt Dominik Müllers literarischen Niederschlag findet.»<sup>20</sup> Dieser Befund Leuzingers ist richtig und doch auch wieder nicht. In den frühen Dreissigerjahren verarbeitete Schmitz seinen Spanienaufenthalt noch einmal intensiv. In der «Neuen Zürcher Zeitung» (NZZ) veröffentlichte er unter dem Titel «Spanische Reminiszenzen» eine Artikelreihe<sup>21</sup> und im Dezember 1933 hielt er in der Aula des Museums an der Augustinergasse einen Vortrag über «Typen aus der Madrider Literatenwelt», eine Veranstaltung, die von der Basler Romanistenvereinigung «Gay Saber» veranstaltet wurde. In seiner Autobiographie nimmt Baroja auf die NZZ-Aufsätze Bezug. Schmitz hat ihm offenbar eine Übersetzung geschickt, denn Baroja verstand kein Deutsch.

Zur selben Zeit redigierte und verfasste Schmitz ein umfangreiches Manuskript,<sup>22</sup> das offensichtlich für die Veröffentlichung bestimmt war, aber unveröffentlicht geblieben ist. Die Titelvarianten lauten: «Spanien. Ein Erinnerungsbuch von Dominik Müller» oder: «Spanien um die Jahrhundertwende. Ein Buch der Erinnerung». Das Titelblatt trägt ein Motto aus dem «Criticón» von Baltasar Gracián, und die Kapitelgliederung lautet: «A. Die Residenz, B. Kreuz und quer im Land herum, C. Spanische Geschichten». Das Konvolut umfasst veröffentlichte, unveröffentlichte und neu geschriebene Texte zu Spanien. Über Versuche zur Publikation ist nichts bekannt. Einem Erforscher der spanischen Geschichte und Literatur um 1900 würde es möglicherweise einen interessanten Aussenblick auf das aus mitteleuropäischer Sicht damals noch exotische und unbekannte Land bieten.

Im Juli 1936 wurde Pío Baroja vom Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges in seinem Landhaus in Vera de Bidasoa nahe der französischen Grenze überrascht. Die karlistischen Milizen steckten ihn für einen Tag ins Gefängnis, danach wurde ihm die Flucht nach Frankreich ermöglicht. Als Autor mit antiklerikal-anarchistischen Tendenzen war er bei den Putschisten nicht gut angesehen. In Paris, wo er unter bescheidensten Umständen in der Cité universitaire lebte, erinnerte er sich seines Freundes Schmitz in Basel und wandte sich brieflich an ihn. Schmitz antwortete sogleich. Baroja reiste

20 Leuzinger (wie Anm. 2), S. 139.

21 Neue Zürcher Zeitung vom 12., 13. und 14.6.1931.

22 AfZ, Nachlass Paul Schmitz II.8.7

mit einem Nansen-Pass in die Schweiz ein und verbrachte drei Monate (von Mai bis August 1937) im Haus seines Freundes auf der Bottminger Seite des Bruderholzquartiers. Diese Episode ging in die deutsche Literatur ein, was auch bei Leuzinger Erwähnung findet: Albert Vigoleis Thelen schildert in seinem Roman «Die Insel des zweiten Gesichts» (1953),<sup>23</sup> wie «Don Pío Baroja, einer meiner Lieblingsautoren, im Hause des eigentümlich totalisierenden Schriftstellers Dominik Müller» Zuflucht fand und von diesem sogar mit Bekleidung ausgestattet wurde. Mit der eigentümlichen Formulierung «totalisierend» zielte Thelen wohl auf die politische Haltung von Schmitz. Dieser habe das Vertrauen von Baroja missbraucht und ein Interview mit ihm veröffentlicht, in dem sich Baroja entgegen seinen wirklichen Ansichten zu Franco-Spanien bekannt habe. Thelen war mit seiner Frau, der Baslerin Beatrice Bruckner, aus dem von den Franco-Truppen besetzten Mallorca nach Basel geflüchtet.

Interviews gab es im damaligen Schweizer Journalismus noch nicht, doch Thelen erinnerte sich im Wesentlichen richtig. In der Tat findet sich in der rechtskonservativen «Neuen Basler Zeitung» vom 5. Juni 1937 ein Beitrag von Pío Baroja zur spanischen Situation,<sup>24</sup> den Schmitz vermittelt, übersetzt und unter seinem Dichternamen auch eingeleitet hat. Dominik Müller schildert darin die Bedeutung und das Schicksal Barojas seit dem Ausbruch des Bürgerkrieges und zieht folgende Schlussfolgerung: Baroja «hat nur noch den einen Wunsch, dass es der Ordnungspartei Francos gelingen möge, Ordnung zu schaffen; denn auf der anderen Seite sieht er, trotz Englands und Frankreichs Bemühungen, keine Möglichkeit dazu.»

Es ist davon auszugehen, dass Schmitz den Text von Baroja korrekt übersetzt hat; durch sein Vorwort hat er den Spanier aber stärker in die nationalistische Richtung gedrängt, als diesem lieb war. Einige Tage später bedauerte Eduard Behrens<sup>25</sup> in der «National-Zeitung» die Haltung «eines der grössten Schriftsteller Spaniens». Ein Sieg Francos wäre auch ein Sieg für die «dämonische Macht» Hitlers.<sup>26</sup> Baroja sah sich darauf veranlasst, in der «Neuen Basler Zeitung» seine Haltung zu präzisieren:

23 Zitiert nach der Taschenbuchausgabe, Berlin 1983, S. 222.

24 «Akropolis und Unterstadt». Baroja spricht darin von einem Konflikt zwischen Kastilien (Akropolis) und den mediterranen Städten Spaniens (Unterstadt) und wertert letztere gegenüber den ersteren ab.

25 Eduard Behrens (1884–1944) war von 1904 bis 1914 regelmässiger Mitarbeiter beim ersten «Samstag». Er stand bis 1929 mit Schmitz in Briefkontakt. Vgl. AfZ, Nachlass Paul Schmitz I.17.1.

26 Der Mythos Hitler, «National-Zeitung» vom 8.6.1937.

«Ich habe kein besonderes Interesse daran, gegenwärtig den Triumph Francos in Spanien zu wünschen [...] Ich bin ein individualistischer und liberaler Schriftsteller. In meinem Alter wechselt man seine Anschauungen nicht mehr.»<sup>27</sup>

Wenn er als Spanier aber zwischen den Greueln der Kommunisten und der starren Ordnungsmacht der Nationalisten wählen müsse, so würde er die Letztere vorziehen.

In einem nachgelassenen Kapitel seiner Memoiren, das erst 2006 veröffentlicht wurde, schildert Baroja seinen Aufenthalt in Basel.<sup>28</sup> Es ging ihm damals finanziell schlecht. Die einzige aktuelle Einnahmenquelle waren die monatlichen Artikel, die er für die argentinische Zeitung *«La Nación»* schrieb. Sein Schweizer Freund habe ihm deshalb vorgeschlagen, für eine Basler Zeitung *«de tendencia germanofila»*<sup>29</sup> Beiträge zu verfassen, die Schmitz ins Deutsche übersetzen wollte. Seine beiden Beiträge in der *«Neuen Basler Zeitung»* erwähnt er dabei nicht. Doch bald darauf erhielt Baroja das Schreiben eines Freundes in Spanien, in dem ihm signalisiert wurde, dass er unbehelligt in sein Landhaus im Baskenland zurückkehren könne. Im folgenden Kapitel erzählt Baroja, wie er in Begleitung einer reichen Schweizer Witwe namens Margrit Wenk, die sich in den 65-Jährigen verliebt hatte und ihn heiraten wollte, nach Paris weiterreiste. Baroja verschmähte aber das Angebot mit dem Hinweis auf sein Alter und besuchte erstmals wieder seine bürgerkriegsversehrte Heimat. So schildert es auch Georg Schmitz, der Baroja beim Schlangestehen in der Mensa einer Pariser Universität wiederbegegnete. Sie pumpten sich gegenseitig an, aber sie hatten beide kein Geld.<sup>30</sup>

Der Kontakt zwischen Paul Schmitz und Pío Baroja endete vor dem Hintergrund des Spanischen Bürgerkrieges. Baroja schont seinen Gastfreund in seinem Bericht, aber er lässt durchblicken, dass er dessen politische Ideen merkwürdig fand. Schmitz und seine Freunde hätten in häuslichen Diskussionen Marxismus, Bolschewismus und Psychoanalyse als Ausgeburt des jüdischen Geistes definiert. Er habe sich von diesen Argumenten und Sophismen oft an die frische Luft auf dem Bruderholz geflüchtet. Sein Schweizer Freund habe ihm sogar vorgeschlagen, dass er nach Deutschland reisen und sich

27 Pío Baroja antwortet der NZ, in: *Neue Basler Zeitung* vom 11.6.1937.

28 *Rojos y blancos, novena parte: En Suiza*, in: Pío Baroja: *Desde la ultima vuelta del camino III*, Barcelona 2006, S. 753–777.

29 Gemeint ist die bereits erwähnte *Neue Basler Zeitung*, die Ende Dezember 1939 vom Bundesrat verboten wurde. Vgl. Hermann Wichers: Die *«Neue Basler Zeitung»* 1934 bis 1940 und ihre Entwicklung vom rechtskonservativen Parteiblatt zum frontistischen Organ, in: BZGA (1993), S. 155–175.

30 Gesprächsprotokoll Winkler/Schmitz (wie Anm. 6).

Hitler andienen solle. «Qué fantasía! Para qué iba yo a presentarme a Hitler?» Weder kenne ihn Hitler noch habe er Sympathien für dessen Politik.<sup>31</sup>

Baroja benutzt an dieser Stelle seiner Memoiren die Gelegenheit, um sich sowohl vom Faschismus wie vom Sozialismus und der christlich-jüdischen Tradition zu distanzieren. Georg Schmitz resümierte: «Baroja legte sich politisch nicht fest.»<sup>32</sup> Damit schuf er sich im tiefgespaltenen Spanien keine neuen Freunde, aber er konnte überleben. Später arrangierte er sich mit dem neuen Regime und kehrte 1939 definitiv nach Spanien zurück, wo er zu einer Vorbild- und Vaterfigur für Autoren der neuen Generation wie dem späteren Nobelpreisträger Camilo José Cela wurde.

### Der literarische Durchbruch in Basel

«Meiner Heimat entfremdet, ohne Beziehungen, ohne Leistungen, kam ich als 32-jähriger 1902 von meinem Wanderleben zurück in meine Vaterstadt, vertrat erkrankte Schullehrer, was man vikarieren nannte, bewarb mich fleissig, aber erfolglos um Lehrstellen, und suchte mich vergeblich auf Redaktionsstuben zurechtzufinden.»

Schmidts eigener Bericht im «Lebensabriß»<sup>33</sup> ist hier präzis und schonungslos. Der Akademiker mit Auslandserfahrung sass zwischen Stuhl und Bank. Es gelang ihm nicht, eine feste Anstellung im Schuldienst oder bei einer der Basler Tageszeitungen zu erlangen. Er wohnte wieder bei den Eltern an der Eisengasse 10. Der prekäre Zustand änderte sich einigermassen, als Schmitz zusammen mit Albert Graeter (1873–1916) auf Ende 1904 die Halbmonatszeitschrift «Der Samstag» lancierte. «Die glänzende Gelegenheit, endlich einmal den Kropf zu leeren, machte mich eine zeitlang ziemlich produktiv.» Durch seinen polemischen Stil und sein literarisches Niveau, allerdings auch durch seine antijüdischen Ausfälle, erlangte «Der Samstag» rasch einen Ruf, der über Basel hinausreichte.<sup>34</sup> Schmitz berichtet, dass er den Herausgebern sogar «abzüglich gelegentlicher gesalzener Prozesskosten ordentlich den Beutel» gefüllt habe. Dies war aber offensichtlich kein Dauerzustand, denn nach mehreren Unterbrüchen stellte «Der Samstag» 1914 sein Erscheinen ein.

31 Rojos y blancos (wie Anm. 28), S. 778.

32 Gesprächsprotokoll Winkler/Schmitz (wie Anm. 6).

33 Lebensabriß (wie Anm. 4). Dort auch das folgende Zitat.

34 Vgl. Debrunner (wie Anm. 1) und Leuzinger (wie Anm. 2), S. 139ff.

Für Schmitz bedeutete «Der Samstag» aber den literarischen Durchbruch. In der Ausgabe vom 4. Februar 1905 erschien zum ersten Mal ein Gedicht unter dem Pseudonym Dominik Müller: «Auf ein paar Pantoffeln». Es dauert dann aber noch mehr als drei Jahre, bis er zum ersten Mal mit einem Dialektgedicht an die Öffentlichkeit trat: «Im Bruusbad» (Im Brausebad) in der Ausgabe vom 25. April 1908. Hermann Hesse, selber gelegentlicher Mitarbeiter, vom Spott des «Samstag» aber auch nicht verschont, würdigte das literarische Phänomen folgendermassen:

«Da ist vor allem der Leiter des kleinen Blattes, der Doktor Schmitz, der einen Teil seiner Jugendjahre in Spanien verbracht hat, Profession unbekannt, und daheim für einen Entgleisten galt. Siehe, dieser verlorene Sohn nahm den Namen Dominik Müller an und wurde nicht nur der Gründer und Kopf des trefflichen «Samstag», sondern auch der lang gesuchte basler Dialektdichter.»<sup>35</sup>

Hesse bezeichnet die Erneuerung der Basler Dialektlyrik als Hauptleistung von Schmitz:

«Da ist zum ersten Mal die stadtbasler Mundart echt festgehalten [...] Schon diese Sprache ist ein grosses Stück Kultur und Eigenart, und es ist ein Hochgenuss und Hauptspass, wie Dominik Müller ihre leise Neigung zum Preziösen und Gezierten buchstäblich auszudrücken weiss. Zugleich aber sind diese Gedichte samt den satirischen Prozaszenen des «Samstag» Meisterwerke der Kleinmalerei, die das intime basler Leben mit unerbittlicher Treue und leisem Hohn wiedergeben.»<sup>36</sup>

Als einer, der in Basel gelebt hatte und mit einer Baslerin verheiratet war, wusste Hesse, wovon er sprach. Er unterscheidet aber auch klar zwischen der «genialen» Mundartlyrik und den «hochdeutschen Arbeiten» von Schmitz, die «nett und unbedeutend» seien.

Die Leistungen des Lyrikers Dominik Müller wurden somit auch ausserhalb von Basel zur Kenntnis genommen. 1916 erhielt er zusammen mit Albert Steffen und Alexander Castell den Preis der Schweizerischen Schiller-Stiftung. Entgegen der Angabe im Historischen Lexikon der Schweiz erhielt er 1928 nicht den Gottfried-Keller-Preis, sondern eine Ehrengabe der «Martin-Bodmer-Stiftung

35 Basler Kultur, in: März, 1910, S. 365–368. Zuletzt abgedruckt in: Christof Wamister (Hg.): Es ging am Anfang nicht leicht mit uns. Der Briefwechsel Jakob Schaffner – Hermann Hesse, Zürich 2009, S. 107–110. Vgl. auch die ähnliche Charakterisierung durch C.A. Bernoulli in: Basler Geist (1926), zitiert in: Eva Bernoulli: Erinnerungen an meinen Vater, Basel 1987, S. 136f.

36 Basler Kultur (wie Anm. 35).

für einen Gottfried-Keller-Preis», mit der Spesen einer Spanienreise vergütet wurden.<sup>37</sup>

Die Herkunft des Pseudonyms Dominik Müller ist offen. Er habe sich einen «ungewöhnlich klingenden Dichternamen zugelegt», berichtet Schmitz in seinem «Lebensabriss»<sup>38</sup>. Und Otto Kleiber, Feuilletonredaktor der «National-Zeitung» schrieb in seinem Nachruf: «Schon das Pseudonym Dominik Müller konnte keinen Zweifel darüber offen lassen, dass man es mit einem Ironiker und Spötter zu tun hatte.»<sup>39</sup> Diese Argumentation ist heute nicht mehr auf den ersten Blick verständlich. Es ist möglich, dass die Kombination aus dem frommen Vornamen (der Gottgeweihte) und dem weitverbreiteten Nachnamen damals für feinere Ohren einen leicht komischen Effekt hatte.

Die Geschichte des «Samstag» sei noch nicht geschrieben worden, bemerkte Leuzinger 1985, der in den betreffenden Abschnitten seines Dominik-Müller-Essays aber viele Fakten liefert und feststellt, dass die Redaktionsakten liquidiert wurden. Es gibt keinen Grund, an diesem Befund zu zweifeln.<sup>40</sup> Eine ausführliche Darstellung des Wirkens von Paul Schmitz beim «Samstag» würde auch den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen. Ein Aspekt muss allerdings herausgegriffen werden, weil er für die weitere Vita von Schmitz bestimend und verhängnisvoll wurde, nämlich seine ultrakonservative bis reaktionäre politische Gesinnung, die der unpolitische junge Hesse noch übersehen hatte.

Im «Samstag» vom 17. Mai 1913 publizierte Schmitz das Gedicht «Lackiert»; im Band drei seiner Verse (1913) heißt es «Unmut». In den späteren Sammelband «Mein Basel» (1922) wurde es nicht übernommen.

37 [www.gottfried-keller-preis.ch](http://www.gottfried-keller-preis.ch)

38 Lebensabriss (wie Anm. 4).

39 National-Zeitung vom 10.4.1953.

40 Vgl. AfZ, Nachlass Paul Schmitz 19.1/2. Dort finden sich die vollständigen Jahrgänge des Samstag, mit handschriftlichen Notizen von Schmitz und einer teilweisen Entschlüsselung der Kürzel und Pseudonyme.

*Unmut*

Das Eine steht nun klar und blutt  
Vor meinem geistigen Auge:  
Es geht, es geht die Stadt kaputt  
In ihrer Fortschrittslauge.

Stets dümmer wird, was dirigiert,  
gleich dumm bleibt bloss die Menge,  
wir sind gesiegelt und lackiert  
Ganz schrecklich auf die Länge.

Im Jahr 2000 zählen wir  
500 000 Köpfe,  
Zwar trinken sie nicht Wein noch Bier,  
Doch allesamt sind's Tröpfe.

Es ist ein grosser Kleinstaatstall  
Voll Equipagenjuden,  
Mit Konsumläden überall  
Und Advokatenbuden.

Es ist ein graues Mietshausmeer,  
Wo nichts mehr altertümelt  
Und alles vom Beamtenheer  
Verwürgt und verkonsümelt.

Der Rhein ist Kohlenschiffskanal,  
Das Münster Flugschiffsschuppen,  
Die Plätz und Strassen ratzekahl,  
voll Autostank und-huppen.

Und alles über einen Leist,  
Futsch ist die Welt, die bunte,  
Und statt dass sie zu Hause kresst,  
Kreischt nun im Rat die Junte.

Stimmweiber, Lehrer gängeln uns  
Mit fleissig-bravem Blöken,  
Die Stadt erfüllt Wonn'gegrunz  
Gesättigter Metöken.

Jawohl das steht nun klar und blutt  
Vor meinem geistigen Auge:  
Es geht, es geht die Stadt kaputt  
In ihrer Fortschrittslauge.

Es ist aus heutiger Sicht ein schwerverdauliches Gericht, das Schmitz da zusammengekocht hat, aber es enthält einige interessante Zutaten. Der Antisemitismus mit seiner Abneigung gegen reiche, geschäftstüchtige Juden («Equipagenjuden») ist nur ein Element. Für viele Konservative jener Zeit war der emanzipierte Jude der Inbegriff des modernen Menschen im negativen Sinne.<sup>41</sup> Fast noch wichtiger ist die von Burckhardt und Nietzsche inspirierte Abneigung gegen Demokratie und Massengesellschaft, gegen den vormundschaftlichen Sozialstaat, wie ihn Alexis de Tocqueville im berühmten Schlusskapitel seiner «Demokratie in Amerika» prophezeite. Da denkt Schmitz, zukünftiges Mitglied der Basler Bürger- und Gewerbeapartei, ganz liberal-konservativ. Es sind die Argumente, die von wirtschaftsliberaler Seite auch heute gerne verwendet werden: Mit dem Sozialstaat verzichtet der Bürger auf einen Teil seiner Freiheit. Nicht in dieses Weltbild passt dagegen Schmitz' Abneigung gegen Wachstum und wirtschaftlichen Fortschritt. Da ist er ganz Konservativer im Geiste Jacob Burckhardts. Er täuscht sich zwar in der zukünftigen Einwohnerzahl, aber er verspottet die von seinem Parteifreund Rudolf Gelpke (1873–1940) propagierte Rheinschifffahrt und sieht das Verkehrswachstum und die Veränderung der Stadt durch den Autoverkehr voraus. Er steht damit in der Nähe der Heimatschutzbewegung. Seine Abneigung gegen das Frauenstimmrecht und Frauen in der Politik deckt sich dagegen ganz mit den bürgerlich-konservativen Grundüberzeugungen seiner Zeit. Es zeichnete sich damit schon ab, dass Schmitz mit diesem Weltbild Gefahr lief, zwischen Stühle und Bänke zu geraten. Als noch verhängnisvoller erwies es sich aber, dass es ihm nicht gelang, seine materielle Basis zu sichern. Die Einnahmen aus seiner Tätigkeit als freier Autor und Journalist reichten nie aus. Das machte ihn verwundbar und prägte seine zweite Lebenshälfte.

### **Russische Verbindungen und der «bourgeois-prolétaires»**

1911 heiratete Paul Schmitz zum zweiten Mal, wieder eine Russin, Lydia von Dehanoff (Deanova) (1881–1976), aus adliger Familie. Schmitz hatte sie 1907 in Arosa kennengelernt, wo er ihr Deutschstunden gab. Ihr Vater, Nikolaj Michailowitsch Dehanoff,

41 Vgl. Aram Mattioli: Jacob Burckhardts Antisemitismus, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte (SZG) 49 (1999), S. 496–529 sowie Heiko Haumann: «Wir waren alle ein klein wenig antisemitisch», in: ebd. 55 (2005), S. 196–214.

war Schriftsteller und Bildhauer.<sup>42</sup> Lydia hatte eine Ausbildung als Lehrerin, beschäftigte sich aber ebenfalls mit Bildhauerei und lebte in jenen Jahren in Zürich und Paris. Ihre Familie war wohlhabend, verlor später aber das meiste in den Wirren der russischen Revolution. Die Heirat fand im Frühling 1911 in Biarritz statt, mit Pío Baroja als Trauzeuge. Die Ziviltrauung folgte im November desselben Jahres in Basel. Der einzige Sohn Georg Paul wurde im Oktober 1913 geboren. Lydia Schmitz arbeitete in der Zwischenkriegszeit für die Exilorganisation des russischen Roten Kreuzes und setzte sich für russische Emigrantenkinder ein.

1915 bereiste Schmitz im Auftrag der «National-Zeitung» und ihres neuen Verlegers Robert Witzinger (1882–1930) die kriegsführenden Länder Deutschland, Frankreich und Österreich und schrieb Reportagen. Seine Impressionen aus dem besetzten Belgien wirken differenziert und lassen nichts von einer einseitigen Parteinahme für das Reich spüren.<sup>43</sup> Den Auftrag habe er erhalten, obwohl er vorher weidlich über die Zeitung geschimpft habe, heisst es im «Lebensabriss».<sup>44</sup> Auch als Sekretär einer «internationalen Rotkreuzkommission» war er laut eigener Angabe tätig, wofür es aber keine weiteren Belege gibt.

Dokumentiert ist die Korrespondententätigkeit auch in einem Schreiben von Schmitz an Fritz Brupbacher (1874–1945), den Zürcher Arzt, Sozialisten und Kommunisten, vom 3. November 1915.<sup>45</sup> Er ersuchte Brupbacher darin um Empfehlungen an dessen «gewiss zahlreiche» Freunde in Paris. Brupbacher hatte ihm vorher schon für einen Aufenthalt in Wien eine Empfehlung an «Dr. Adler» mitgegeben, den sozialistischen Parteisekretär Friedrich Adler (1879–1960), der vor dem Krieg in Zürich studiert und als Redaktor beim Zürcher SP-Organ «Volksrecht» gearbeitet hatte.<sup>46</sup>

Woher sich Brupbacher und Schmitz kannten, ist nicht belegt. Da Brupbacher drei Jahre jünger war, ist nicht anzunehmen, dass sie sich schon während Schmitz' Zürcher Studienzeit begegneten. Als sich Brupbacher 1897 in die russische Studentin Lydia Petrowna Kocetkova verliebte, war Schmitz bereits von seinem «russischen Abenteuer» zurückgekehrt. Möglicherweise lernten sie sich über die Sozialistin und Gewerkschafterin Margarethe Hardegger (1882–

42 AfZ, Nachlass Lydia Schmitz: Gratulationsartikel zum 90. Geburtstag von Lydia Schmitz in der Zürichsee-Zeitung vom 5.10.1971.

43 Fünf Tage in Belgien. Reise-Eindrücke von Dominik Müller. Separat-Abdruck der National-Zeitung, Basel 1915.

44 Lebensabriss (wie Anm. 4).

45 Schweizerisches Sozialarchiv (SSA), Ar.101.30.10.

46 Fritz Brupbacher: 60 Jahre Ketzer, Selbstbiographie, Neuauflage Zürich 1973, S. 147.

1963) kennen, mit der Schmitz um 1914 ein Liebesverhältnis hatte.<sup>47</sup> Über die politischen Grenzen hinweg fanden sie sich offenbar sympathisch. Schon in der letzten Ausgabe des «Samstag» vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs findet sich ein langer Bericht über den Ausschluss Brupbachers aus der sozialdemokratischen Partei.<sup>48</sup> In einem Brief vom 14. September 1918 an Brupbacher klagte Schmitz über Beschäftigungssorgen und schrieb leicht ironisch:

«Aber unsere Bourgeoisie weiss nichts mit mir anzufangen und meine letzte Hoffnung sind die Bolschewiki, die mir vielleicht doch einen genügend honorierten Strassenkehrerposten zudiktieren werden. Bei meiner zunehmenden Isolierung vermisste ich sehr die Möglichkeit, mich ab und zu ein wenig mit Ihnen zu unterhalten.»<sup>49</sup>

1922 schickte Brupbacher Schmitz sein Buch «Um die Moral herum» und versah es mit einer Widmung an den «bourgeois-prolétaire», was Schmitz mit Zustimmung quittierte. Zur selben Zeit ersuchte Schmitz Brupbacher um Hilfe für die in Kiew lebende Mutter von Ehefrau Lydia, Valentina Dehanova (1849–1934). Sie war durch die Revolutionswirren in eine Notlage gekommen; Hilfspakete erreichten sie nicht. 1923 nahm das Ehepaar Schmitz die betagte Frau bei sich auf. Der Kanton Basel-Stadt verlangte für die «schriftenlose Ausländerin», die bis zu ihrem Lebensende in der Familie wohnte, eine Kautions.<sup>50</sup>

Dass sich Schmitz um Geldsendungen nach Russland bemühte, ist auch durch Briefe Barojas belegt.<sup>51</sup> Schmitz muss Baroja angesichts seines Schweizbesuches im selben Jahr mit Brupbacher bekannt gemacht haben. Denn im Roman «Las veleidades de la fortuna»<sup>52</sup> erscheint neben einem ultrarechten Schweizer Russlandheimkehrer auch ein Nervenarzt Lenz, «jefe de los comunistas de la ciudad». Brupbacher war von 1921 bis zu seinem Ausschluss 1933 Mitglied der Kommunistischen Partei der Schweiz.

47 Ina Boesch: Gegenleben. Die Sozialistin Margarethe Hardegger und ihre politischen Bühnen, Zürich 2003, S. 63.

48 Warum Fritz Brupbacher von der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen werden soll? in: Der Samstag, neuntes Jahr, Juli 1914.

49 SSA, Ar.101.30.10.

50 Ebd.: Brief von Schmitz an Brupbacher vom 22.8.1922; UB Basel, Handschriftenabteilung, NL 99, Nachtrag C 3: Brief von Schmitz an Adolf Zinsstag vom 5.12.1923 und Schreiben der Gemeinde Bottmingen vom 30.12.1931.

51 Haenggi (wie Anm. 3), S. 83f: Baroja an Schmitz, Brief Nr. 18 vom 26.7.1922.

52 Las veleidades (wie Anm. 14), S. 92ff.

### Politik, ungeliebte Anstellungen und Finanznöte

Im April 1919 rückte Schmitz auf der Liste der Bürger- und Gewerbe partei in den Grossen Rat nach, 1920 wurde er wiedergewählt. Die Partei war 1911 als Fortschrittliche Bürgerpartei von Rudolf Gelpke gegründet worden.<sup>53</sup> Ganz wohl fühlte sich Schmitz weder als Parteimitglied noch als Grossrat, zu den Neuwahlen 1923 trat er nicht mehr an. In einem Schreiben an Fritz Bruppacher vom 18. September 1919 betonte er abermals, er vermisste das kluge Gespräch mit dem Zürcher Kommunisten:

«Meine Maler und Bürgerparteiler genügen mir wahrlich nicht immer ganz. Herr Nationalrat Gelpke ist mir ganz in den Wolken entschwebt. Es würde ihm wohl gut tun, wenn er bei den Neuwahlen herausfiele.»<sup>54</sup>

Das war dann allerdings erst 1935 der Fall. Im Grossen Rat erlebte Schmitz die klassenkämpferischen Auseinandersetzungen zwischen Sozialdemokraten, Kommunisten und Bürgerlichen.

«Meine Hauptleistung als Volksvertreter war nach längerem respektvoll beobachtendem Schweigen der mit unzulänglichen Mitteln unternommene Versuch, den fatalen jüdischen Stadttheaterdirektor wegzukriegen und auch sonst immer möglichst im Geiste des alten *Samstag* auf das ungebührliche Vordringen fremdblütigen Einflusses hinzuweisen. Damit war ich bei meiner bisherigen, partiellen Brotgeberin, der Nationalzeitung, erledigt»,

berichtet Schmitz im «Lebensabriß»<sup>55</sup>. Bei dem erwähnten Theaterdirektor handelt es sich um Leo Melitz (1855–1927), der offiziell bis 1919 im Amt war, das Theater aber noch kurze Zeit kommissarisch weiterführte.<sup>56</sup> Der Beitrag des Grossrates Schmitz zu dessen Rücktritt kann somit nicht sehr gross gewesen sein. Dominik Müller hatte sich mittlerweile auch als Verfasser von Dialektstücken<sup>57</sup> einen Namen gemacht, kam damit aber beim «grossen» Theater nicht an. Erst 1934, am 28. Juni, wurde sein historisches Stück «Im blaue Huus», das vor dem Hintergrund des Durchmarsches der Alliierten in Basel 1813 spielt, im Stadttheater mit Erfolg uraufgeführt.

Im selben Jahr 1920, in dem er in den grossen Rat gewählt wurde, trat Schmitz eine Stelle als «wissenschaftlicher Hilfsarbeiter»

53 Aram Mattioli/Charles Stirnimann: Von der Bürger- und Gewerbe partei zur Nationalen Volkspartei, in: BZGA 87 (1987), S. 119–154.

54 SSA, Ar.101.30.10.

55 Lebensabriß (wie Anm. 4).

56 Sigfried Schibli: Ein Haus und seine Wandlungen, in: Musikstadt Basel, Basel 1999, S. 49–65 (Zitat S. 62).

57 Dominik Müllers Basler Theater. Stückchen und Szenen, Basel 1922.

auf dem Staatsarchiv an. Es machte somit den Anschein, als würde er sich doch noch bürgerlich und gesellschaftlich etablieren: Beliebter Stadtpoet, Grossrat und eine feste Anstellung mit 4200 Franken im Jahr. Doch der Schein trog. Schmitz empfand die Arbeit auf dem Staatsarchiv, das Verfassen von Regesten des Basler Klosterarchivs, als tödlich langweilig. Er entfloh der Arbeit, wo er nur konnte und bescherte dem Staatsarchivar August Huber viel Ärger, was sich auch in der Personalakte niederschlug.<sup>58</sup> Schmitz nahm lange Urlaube aus gesundheitlichen Gründen, benützte diese Freiräume aber auch für Reisen. Für die erste Jahreshälfte 1928 erhielt er wieder einen unbezahlten Urlaub, verlängerte ihn bis zum Oktober 1928 und kündigte dann, ohne noch einmal zur Arbeit anzutreten. Seinem Arbeitgeber hinterliess er ein vergiftetes Abschiedsgeschenk in Versen, das zuerst im «Samstag» und dann in seiner Gedichtsammlung «Vor Torschluss»<sup>59</sup> erschien: «René Winkelblechs Jeremiade», die folgendermassen beginnt:

«Wo bin ich? Was für gotisch graue Räume  
Umdüstern mich? Was ist das für ein Leder  
da vor mir, kraus beschnörkelt? Falls ich träume:  
was duck mein Haupt ich dann und halt die Feder  
gehorsam vor mich hin? Was für Gebresten  
bedrücken mich? ... O Gott, ich schreib Regesten.»

Doch warum hatte Schmitz diese ungeliebte Stelle auf dem Staatsarchiv überhaupt angetreten? Offenbar steckten er und seine Familie stark in Finanznöten und Schulden. Lydia verfügte zwar über Einnahmen aus dem Verkauf eines Landgutes ihrer Familie bei Sarny (Ukraine), das nach den Kriegswirren im Osten auf polnischem Staatsgebiet lag. Doch der Käufer stellte seine Ratenzahlungen ein, und Lydia versuchte 1925 in einem wochenlangen Aufenthalt in der polnischen Ostprovinz Wolhynien vergeblich, das Geld einzutreiben. Zuvor war schon Schmitz in derselben Angelegenheit zweimal (1922 und 1924) nach Polen gereist.<sup>60</sup>

In seinem Freundeskreis entstand die Idee einer Hilfsaktion. Führend dabei war der Goldschmied und Musiker Adolf Zinsstag-Preiswerk (1878–1965), der eine «Dominik-Müller-Stiftung» ins

58 Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS), Räte und Beamte U 2,3.

59 Der Samstag vom 28.5.–9.7.1932: Vor Torschluss. Allerhand neue Verse, Basel 1935, S. 131–149.

60 AfZ, Nachlass Lydia Schmitz und ebd., Nachlass Paul Schmitz I 15ff: Briefe von Paul an Lydia Schmitz, Juni bis September 1925.

Leben rufen wollte.<sup>61</sup> Zinsstag und Paul Schmitz waren seit 1912 befreundet und arbeiteten in der Folge bei Theaterproduktionen zusammen. Zinsstag betreute die musikalischen Partien in Mundartstücken von Dominik Müller und komponierte auch Musik dafür. Er hat über seine Beziehung zum Dichter und seine Hilfsaktionen ausführlich Rechenschaft abgelegt.<sup>62</sup>

1923 erschien ein gedruckter Aufruf,<sup>63</sup> dessen Adressaten aufgefordert wurden, den verdienten Dichter von seinen Existenzsorgen zu befreien. Zu den Erstunterzeichnern gehörten neben Zinsstag u.a. der Volkskundler Hanns Bächtold-Stäubli (1886–1941), der Dichter Theobald Bärwart (1872–1942), Rudolf Schwabe-Winter (1883–1976), Mitbesitzer der NZ und Theaterpräsident (in dieser Rolle von Schmitz nicht geschätzt), Ständerat Victor Scherer (1881–1941), die Schriftstellerin Lisa Wenger (1858–1941), der Literaturprofessor Otto von Greyerz (1862–1940) und Rudolf Gelpke. Eine erste Sammlung brachte 11 000 Franken ein, aus denen Schulden beglichen wurden.<sup>64</sup> Gemäss eigenen Angaben hat Zinsstag bis Ende der Dreissigerjahre für Schmitz insgesamt 66 000 Franken zusammengebracht.<sup>65</sup>

Im selben Jahr, als Adolf Zinsstag seine Hilfsaktion startete, wurde in Basel der «Kredit zur Förderung des heimischen Schrifttums», der heute noch bestehende Literaturkredit, geschaffen. Es sollen damit «literarische Arbeiten, die infolge der Ungunst der Verhältnisse am Erscheinen verhindert werden», gefördert werden, hiess es in der Begründung der Regierung.<sup>66</sup> Der Kommission gehörten der Erziehungsdirektor Fritz Hauser (1884–1941) als Präsident, der Anwalt Franz Arnstein (1881–1940) sowie die Feuilletonredaktoren der NZ, Otto Kleiber (1883–1969), und der Basler Nachrichten, Eduard Fritz (E. F.) Knuchel (1891–1966), an. Der Kredit, der für das erste Jahr mit 5000 Franken dotiert war, wurde in der Schweiz als Pionierleistung gewürdigt. Bereits im ersten Jahr wurde Paul

61 UB Basel, Handschriftenabteilung NL 99, Nachtrag B.

62 Ebd. C 8: Privat-Schrift. Meine Bekanntschaft und Beziehungen zu Dominik Müller (1871–1952) während 50 Jahren (1912–1952), rekonstruiert nach persönlichen Erinnerungen und Tagebuch-Notizen von Adolf Zinsstag, Typoskript 1963 (im Folgenden zitiert als Privat-Schrift). Zinsstag gibt im Titel das Todesjahr von Schmitz irrtümlich mit 1952 an.

63 Ebd. B 1,2: Vertrauliches Rundschreiben an alle Freunde Dominik Müllers und seiner Kunst.

64 Ebd. B 1,5: Abrechnung vom Januar 1924.

65 Ebd. C 8: Schreiben an das bürgerliche Fürsorgeamt vom 28.6.1953.

66 StABS, ED-REG 1c, 650-0 (1). Dort auch das Folgende.

Schmitz mit einem Auftrag für das erste Basler Dichterbuch und einer Ehrengabe von 300 Franken berücksichtigt. In der Folge erhielt er praktisch jedes Jahr vom Literaturkredit Beiträge, die mehr und mehr auch den Charakter einer permanenten Unterstützung annahmen. Dass das Basler Dichterbuch 1925 nicht zustande kam, weil Schmitz und andere Autoren mit Beiträgen geizten, wurde dabei in Kauf genommen. Im selben Jahr erhielt er einen Beitrag von 800 Franken für einen Kuraufenthalt in Davos. Zum 60. Geburtstag am 16. Januar 1931 waren es gar tausend Franken in Banknoten. Im Gratulationsschreiben des Literaturkredites wurde Schmitz «ein echt baslerischer Hang zur Kritik» bescheinigt: «Aus vielfach enttäuschter Liebe zur Heimat erwachsend, setzt [er] sich mit kleinbürgerlicher Enge und menschlicher Unzulänglichkeit in der Form künstlerischer Satire auseinander.» Der kommunistische «Vorwärts» glossierte dagegen: «Nun bietet man dem alten Herrn ein Pflaster an.» Der Kritiker der Bourgeoisie habe sich mit ihr versöhnt.<sup>67</sup>

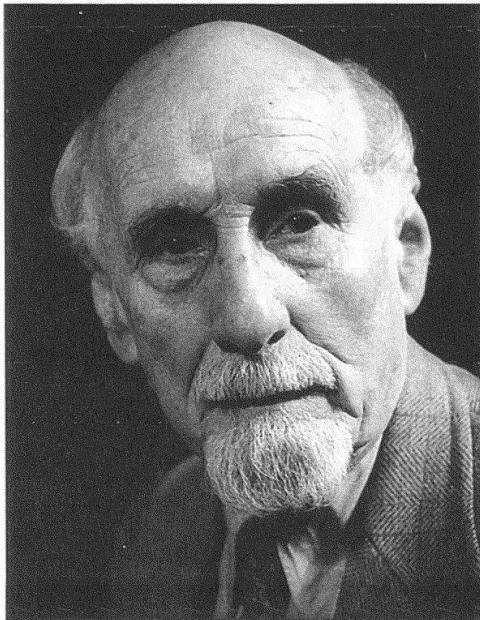
Anfang 1930 unternahm Schmitz noch einmal eine Anstrengung für eine solide Anstellung. Bis zum Februar 1932 arbeitete er als Redaktor beim «Schweizerischen Beobachters», der von Max Ras (eigentlich Max Rasworscheg, 1889–1966) 1927 in Basel erfolgreich als Monatszeitschrift lanciert worden war. Im Nachlass von Schmitz finden sich zwei Jahrgänge des «Beobachters» mit einer handschriftlichen Widmung von Ras und dem Vermerk von fremder Hand (vermutlich von Sohn Georg Schmitz): «Paul Schmitz war der erste Redaktor dieser Zeitschrift.» Gemäss eigener Darstellung fand Schmitz nicht den richtigen Tonfall für die zwischen Kommerz und Volksaufklärung liegende Linie des «Beobachters» und er überwarf sich bald mit dem Verleger.<sup>68</sup>

Von 1932 bis 1934 dauerte der Versuch, den «Samstag» wiederzubeleben. «Des alten Samstag neunter Jahrgang» erschien erstmals wieder am 6. Mai 1932 bei Birkhäuser mit einem Gedicht von Dominik Müller: «Er kommt wieder». Auf die alten Mitstreiter, denen Schmitz in einem Editorial nachtrauerte, konnte er sich nicht mehr verlassen. Mit Carl Albrecht Bernoulli hatte sich die «Giftspritze» – Bernoulli über Schmitz – zerstritten.<sup>69</sup> Gedichte von Jakob Bührer (1882–1975) und Carl Albrecht Loosli (1877–1959) waren die Ausnahme. Zwar fand der neue «Samstag» Beachtung, und die

67 Was dem Dominik zuletzt passiert, in: Basler Vorwärts vom 17.1.1931.

68 Lebensabriß (wie Anm. 4).

69 Vgl. Eva Bernoulli (wie Anm. 35), S. 104–106 sowie C.A.B. Bunge und der «Samstag», in: Der Samstag vom 7.4.1934.

**Abbildung 2**

Der ältere Paul Schmitz (undatiert).  
Universitätsbibliothek Basel.

Glossen zur damaligen Stadtplanung (Neubau von Kunstmuseum und Universität sowie Verkehrsplanung im Stadtzentrum) sind auch heute noch lesenswert. Aber da Dominik Müller, wie er sich nun auch als Zeitschriftenmacher nannte, immer auf den Mann zielte, eckte er noch mehr an als früher. Er habe viele alte Freunde abgestossen und sich neue Feinde geschaffen, konstatierte der getreue Adolf Zinsstag.<sup>70</sup> Ein Leser kritisierte die Seitenhiebe auf die Juden und bezeichnete die «Judenfrage» als «Steckenpferd aller nationalistischen Dummköpfe»,<sup>71</sup> was Schmitz immerhin abdruckte, aber mit einer Rechtfertigung versah.

Der neue «Samstag» erschien wie auch der Gedichtband «Vor Torschluss» (1935) im Selbstverlag: «Herausgeber Dominik Müller, Basel, Batterie 5.» Diese Adresse ist allerdings nicht ganz korrekt, denn im Oktober 1931 hatte er mit Frau und Sohn im Haus Auf der Batterie 5 in Bottmingen BL Wohnsitz genommen.<sup>72</sup> Das Haus hatte sich das Ehepaar Schmitz mit Geld aus dem Erbe der 1930 verstor-

70 UB Basel, Handschriftenabteilung NL 99 B 1,15: Aufruf von Zinsstag an den Freundeskreis vom März 1935.

71 «Der Samstag» vom 29.10.1932.

72 Das von Pío Baroja beschriebene Chalet wurde in der Nachkriegszeit durch einen Neubau ersetzt. Bis 1931 wechselte Schmitz seinen Wohnsitz relativ häufig und lebte mit und ohne Familie zeitweise während Monaten in verschiedenen Bergkurorten der Schweiz. Nach dem Auszug aus dem Elternhaus wohnte er sukzessive an folgenden Adressen: Oberer Rheinweg 93 (bis September 1905 auch Redaktionsadresse des «Samstag»),

benen Mutter Bertha Schmitz bauen lassen. Die Mittel reichten für das aufwendige Unternehmen aber längst nicht aus, wie der darüber nicht informierte Finanzbetreuer Adolf Zinsstag feststellen musste.<sup>73</sup> Den Kantonswechsel vollzog Schmitz überdies mit Steuerschulden, und er wurde im folgenden Jahr vom Basler Finanzdepartement deswegen betrieben. In einem Schreiben vom November 1932 deklarierte er seine Zahlungsunfähigkeit und bot an, in «geistigen Naturalien» zu bezahlen. Das Finanzdepartement reduzierte in der Folge die Steuerschuld auf 200 Franken.<sup>74</sup>

In der zweiten Jahreshälfte 1933 wurde die Lage noch prekärer. Am 30. August schrieb E.F. Knuchel an Regierungsrat Fritz Hauser: «Gestern wurde ich von zwei Seiten alarmiert, es gehe Dominik Müller und seiner Frau so schlecht, dass sie faktisch nichts mehr zu beissen haben, als was in ihrem Pflanzland wächst.» Knuchel beantragte eine Nothilfe von 150–200 Franken; dann müsse man die «Möglichkeiten eines Rettungsversuches dieser Existenz» ins Auge fassen. Adolf Zinsstag reichte einen Monat später ein offizielles Gesuch der Freunde von Dominik Müller ein, indem sie sich für einen «gesicherten Lebensabend» einsetzten.<sup>75</sup> Das gelang insofern, als man Schmitz eine Arbeit bei der halbstaatlichen Stadtpropaganda (später Verkehrsbüro, heute Tourismus Basel) verschaffte. «Aber meine diesbezüglichen Artikel erwiesen sich als wenig reklamekräftig», schreibt Schmitz in seinem «Lebensabriß».<sup>76</sup> 1934 formulierte Zinsstag erneut einen gedruckten Aufruf für eine Sanierungsaktion. «Wir alle kennen seine Schwächen», schrieb er, aber es gehe darum, die Verpflichtungen, die sich in den letzten zwei Jahren angesammelt haben, durch eine einmalige Dominik-Müller-Spende abzulösen.<sup>77</sup> Zu den Unterzeichnern des Aufrufes gehörten u.a. der Basler Denkmalpfleger Rudolf Riggensbach (1882–1961) sowie der Bildhauer Numa Donzé (1885–1952). Im März 1935 konnte Zinsstag berichten, dass der Zusammenbruch vorerst abgewendet und die Liquidation des Hauses vermieden werden konnte.

1936 hatte sich die Lage laut Zinsstag wieder «bis zur Unerträglichkeit zugespitzt». Der Anwalt Ernst Thalmann (1881–1938),

Socinstrasse 36, Mittlere Strasse 61, Hohlweg 7, Riehen (ab 1915), Egliseestrasse 22 (ab 1921), Gundeldingerstrasse 428 (ab 1926), Bruderholzallee 166 (1929–1931).

73 Privat-Schrift (wie Anm. 62).

74 StABS, ED-REG 1c, 650-0 (1): Briefwechsel mit dem Finanzdepartement vom 13. und 24.11.1932.

75 Ebd.: Schreiben vom 21.9.1933.

76 Lebensabriß (wie Anm. 4).

77 UB Basel, Handschriftenabteilung NL B 1.15.

freisinniger alt Ständerat und Präsident der Kuratell der Universität, wandte sich in einem Schreiben an die Regierung. Im Hintergrund standen Zinsstag und Rudolf Gelpke. Freunde hätten ihm berichtet, so schrieb Thalmann laut einem Bericht des Erziehungsdepartementes an den Regierungsrat vom 7. Mai 1936, «Dominik stehe wieder einmal vor dem Nichts».<sup>78</sup> Er schlug vor, den immerhin schon 65-jährigen Schmitz wieder auf dem Staatsarchiv oder bei der Stadtwerbung zu beschäftigen. Der Vorsteher des Departements des Innern, Gustav Wenk (1884–1956), und der Staatsarchivar Paul Roth (1896–1961) wehrten ab. Schmitz sei aus dem Stadtpropagandakredit während längerer Zeit besoldet worden, ohne etwas Nennenswertes geleistet zu haben. Und Wenk gab in einem Schreiben an den Regierungsrat vom 13. Mai 1936 zu bedenken, «dass es, was den Charakter betrifft, wertvollere Menschen gibt, als er, die sich an die Armenbehörden wenden müssen». Schliesslich setzte sich aber in der Regierung die Auffassung durch, die vom Erziehungsdepartement vorformuliert worden war: «Eine Stadt, die auf das Geistige so viel gibt wie Basel, darf einen Mann wie Dominik Müller schon einmal ausser der Reihe behandeln.» Am 10. Juli 1936 beschloss der Regierungsrat, dem Grossen Rat eine Rente von 4000 Franken für Paul Schmitz alias Dominik Müller vorzuschlagen. Begründet wurde das Geschäft gegenüber dem Parlament in einem Schreiben vom 23. Januar 1937 folgendermassen:

«Seine Freunde sowohl wie auch der Regierungsrat sind der Ansicht, dass es eine Ehrenpflicht unserer Stadt und ihrer Bevölkerung ist, dem bedeutenden Manne, dessen schriftstellerische Leistungen weit über die Grenzen seiner Vaterstadt Anerkennung gefunden haben, zu helfen.»

Die Rechnungskommission befürwortete die Ausnahmebehandlung mit ähnlich lautenden Worten und das Parlament stimmte dem Kredit in der Budgetsitzung von Ende Januar 1937 zu. Paul Schmitz dankte dem Regierungsrat am 1. Februar 1937 für die «grosszügige Haltung, die ihm umso mehr ins Gewicht zu fallen scheint, als er sich bei der Mehrzahl von Ihnen weder durch seine politische noch sonstige Einstellung besonderes beliebt zu machen in der Lage gewesen ist». Gemäss einer Vereinbarung vom 3. Februar 1937 wurde die Rente nicht direkt an Schmitz, sondern an Zinsstag ausbezahlt, der sich um die Schuldensanierung bemühte. Schmitz erhielt nur ein Taggeld. Der Freundeskreis versprach, weitere 1500 Franken

78 StABS, SK-REG 6-0-0 (1). Dort auch das Folgende bis zum Kapitelende.

beizusteuern, der Literaturkredit wollte seine jährliche Gabe von 500 Franken weiterführen.

Als Pío Baroja im Mai 1937 auf dem Bruderholz ankam, traf er seinen Freund in (scheinbar) schweizerisch-soliden Verhältnissen an. Wie viel ihm Schmitz von der Vorgeschichte erzählt hat, ist nicht bekannt. Es zeigte sich auch bald, dass die Staatspension von den laufenden Ausgaben, insbesondere den Schuldzinsen für das Haus, aufgezehrt wurde, so dass Zinsstag wieder Bettelbriefe verschicken musste.<sup>79</sup>

### Das Ende

Schmitz versprach im Dankeschreiben an den Grossen Rat, in dem ihm verbleibenden Jahren noch seine literarische Ernte einzufahren. Das tat er aber anders, als man es sich in Basel vorgestellt hatte. Allerdings wussten die politisch interessierten Köpfe in Basel schon im Januar 1937, wo Schmitz stand. Die Fortschrittliche Bürgerpartei, der er weiterhin angehörte, nannte sich seit 1934 Nationale Volkspartei und hatte sich der frontistischen Bewegung angenähert. Schmitz ging noch weiter. Er war Mitarbeiter der Zeitung «Die Front», die ihn in ihrer Ausgabe vom 23. Januar 1935 in einem «Gruss an Dominik Müller» als «Unbequemen» feierte.<sup>80</sup>

Zum Eklat kam es dann im Januar 1939. Die Ereignisse sind in allen biographischen Stichworten zu Dominik Müller hervorgehoben, Fridolin Leuzinger hat sie in seinem Essay ausführlich dargestellt.<sup>81</sup> Doch auch hier ergeben sich Perspektiven, die bis jetzt nicht berücksichtigt wurden. In der Regierungsratssitzung vom 13. Januar berichtete Fritz Hauser,

«Dominik Müller habe kürzlich eine Sammlung meist politischer Gedichte herausgegeben. Diese seien nun zu einem grösseren Teil in ihren Sympathiebezeugungen für das nationalsozialistische Deutschland derart unschweizerisch und unabsehbarisch, zumal da gleichzeitig das Schweizervolk und schweizerische Verhältnisse darin lächerlich und verächtlich gemacht würden, dass es nicht mehr als angängig erscheine», Schmitz seine Rente weiter auszubezahlen.<sup>82</sup>

79 UB Basel, Handchriftenabteilung NL 99 A 94.3: Brief von Adolf Zinsstag an Maja Sacher vom 1.10.1938. Die Kunstmäzenin Maja Sacher (1896–1989) unterstützte zunächst Dominik Müller, distanzierte sich dann aber 1939 von ihm.

80 Lebensabriß (wie Anm. 4); vgl. auch Walter Wolf: Faschismus in der Schweiz, Zürich 1969, S. 162, 261 und 434.

81 Leuzinger (wie Anm. 2), S. 163ff.

82 StABS, SK-REG 6-0-0 (1) 1.

Der Band «Zwischen den Mächten. Politische und andere Verse»<sup>83</sup> war noch Ende 1938 erschienen. «Die Front» lobte ihn in ihrer Ausgabe vom 28. Dezember 1938. Das Titelblatt trägt den Vermerk «Basel 1939, Samstag-Verlag», d.h. im Selbstverlag. Gedruckt wurde der Band von der frontistischen Druckerei Freudenfels in Schaffhausen.<sup>84</sup> Schmitz wusste genau, was er tat, denn im zweiseitigen Vorwort rechtfertigt er sich ausführlich:

«Man hat mir von einer Veröffentlichung dieser Gedichte abgeraten, weil sie zum grossen Teil politisch gefärbt seien und ich ihretwegen daher weitere Verstimmungen, Missverständnisse und Flegeleien einer pöbelhaften Presse auf mich laden werde.»

Adolf Zinsstag erwähnt diese Warnungen ausdrücklich.<sup>85</sup> Schmitz wurde gebeten, wenigstens das Kapitel «Blick ins Reich» wegzulassen – vergebens. Die Regierung entschied, dem Grossen Rat zu beantragen, den Budgetposten mit der Pension für Paul Schmitz zu streichen. Wie dem Regierungsratsbeschluss vom 16. Januar zu entnehmen ist, waren es gerade Gedichte aus diesem Kapitel, welche besonderen Anstoss erregten.<sup>86</sup> Aber auch die Verherrlichung der Schweizer Frontisten und die Verspottung der Schweizer Demokratie sorgten für Ärger. Lobgedichte auf den «Führer» und «Deutschlands Erneuerung» hatte Schmitz mit Jahreszahlen (1932, 1934) versehen. Das zeigte, dass seine politischen Hoffnungen nicht neuesten Datums waren.

Die Basler Regierung kam auch von aussen unter Druck. Die Tatgemeinschaft der Basler Jugend, eine Organisation der geistigen Landesverteidigung, wandte sich in einem offenen Brief an Dominik Müller: «Sie sind geistig und vielleicht auch schon politisch ein Landesverräter.»<sup>87</sup> Ein Leser des Bändchens, ein Hans Vogt in Olten, hatte sich insbesondere über den Sechszeiler «Auch eine Meinung!» geärgert, in dem es heisst:

83 Zwischen den Mächten, Basel 1938.

84 Hier wurden auch die Zeitungen Der Grenzbote und Die Front gedruckt. Vgl. Beat Glaus: Die Nationale Front, Zürich 1969, S. 133.

85 UB Basel, Handschriftenabteilung NL 99 B 1,23: Zinsstag, Kurzer Überblick über die Schicksale Dominik Müllers u[nd] s[einer]Familie seit 1938 vom 24.11.1949 (im Folgenden zitiert als Kurzer Überblick).

86 StABS, SK-REG 6-0-0 (1) 1. Im Regierungsratsbeschluss werden die Anstoss erregenden Gedichte mit ihrer Seitenzahl genau bezeichnet.

87 Ebd.

*Bei uns sie schwatzen von Demokratie,  
beim Nachbarn drüber haben sie sie.  
Aus Wut darüber beschimpfen wir ihn.  
Zu Ende geht's dort mit der Geldknechtschaft,  
bei uns sie besteht noch in voller Kraft –  
lasst mich zum Nachbarn hinüberziehn!<sup>88</sup>*

Soll er doch heim ins Reich, dachte sich der Oltner und schrieb seine Meinung der Kulturredaktion der «National-Zeitung». Diese antwortete ihm und machte ihn darauf aufmerksam, dass Dominik Müller in Basel eine Staatsrente beziehe, worauf sich Vogt an die Basler Behörden wandte.<sup>89</sup> Diese hatte ihren Entscheid allerdings bereits gefällt. Das Klima zwischen der «National-Zeitung» und Schmitz war schon lange vergiftet. Schmitz hatte zuletzt noch im bereits erwähnten Vorwort einen gehässigen Seitenhieb auf die dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstehende Zeitung untergebracht, der ihr rückblickend zur Ehre gereicht. Aus heutiger presseethischer Sicht nicht korrekt war es dagegen, den auswärtigen Leser mit dem Hinweis auf die Rente an die Regierung zu verweisen.

Deren Argumentation war durchwegs patriotisch. Dominik Müller durchkreuze mit seinen Schriften die immer dringender gewordenen Bestrebungen der geistigen Landesverteidigung. Ihm müsse die Rente gestrichen werden, «weil es sonst den Anschein mache, dass in Basel anschlussfreundliche Tendenzen sogar staatlich prämiert würden.»<sup>90</sup> Der Grosse Rat schloss sich in seiner Budgetdebatte vom 9. Februar 1939, die in der Tagespresse gut dokumentiert ist, dieser Argumentation weitgehend an. «Nicht wegen seiner Kritiklust soll er gemassregelt werden, sondern darum, weil er so offen für fremdes Gedankengut wirbt»,<sup>91</sup> fasste die «National-Zeitung» die Stimmung zusammen. Zu einer Ratsdebatte war es überhaupt nur gekommen, weil ein SP-Grossrat den Antrag gestellt hatte, die 4000 Franken statt für Schmitz für einen Hilfsfonds zugunsten von notleidenden Basler Schriftstellern zu verwenden, was letztlich mit 48 gegen 37 Stimmen abgelehnt wurde. Nur wenige standen noch zu Schmitz. Der Liberale Albert Oeri setzte sich vergebens für ein «Gnadengehalt für frühere Leistungen» ein. Erziehungsdirektor Fritz Hauser sprach

88 Zwischen den Mächten (wie Anm. 83), S. 36.

89 StABS, SK-REG 6-0-0 (1) 1: Hans Vogt an den Kulturspiegel der National-Zeitung vom 16.1.1939, Redaktion der National-Zeitung an Hans Vogt vom 19.1.1939. und Hans Vogt an den Basler Grossen Rat vom 20.1.1939.

90 National-Zeitung vom 8.2.1939.

91 Ebd. vom 10.2.1939.

sogar den Verdacht aus, dass Schmitz im Solde fremder Mächte stehe, was aber offensichtlich nicht den Tatsachen entsprach. Schmitz verwahrte sich dagegen in einem Schreiben vom 22. Februar 1939, in dem er noch seine Januarrente einforderte. Hauser beschied ihm aber ungerührt, dass das Budget auf das Kalenderjahr ausgerichtet sei und er nichts mehr zugute habe.

Zwei Dinge fallen an der Affäre auf: Paul Schmitz hatte seine berühmte Staats-Dichterrente gerade mal zwei Jahre lang bezogen. Es handelte sich nicht um einen gesicherten Anspruch, sondern um einen Kredit, der jedes Jahr im Budget eingestellt werden musste. Damit war Schmitz verletzlich. Mit der Publikation seines Gedichtbandes beging er bewussten gesellschaftlichen Selbstmord. Sein Charakter verbat es ihm, für einmal stillzusitzen. Oder spekulierte er auf eine politische Zeitenwende? 1939 waren die Frontisten aber nur noch eine kleine Minderheit ohne nennenswerten Einfluss auf die schweizerische Politik. Zudem ist in der Argumentation der Regierung und der Debatte des Grossen Rates mit keinem Wort von Schmitz' Antisemitismus die Rede. Seine antisemitischen Invektiven waren zu jener Zeit kein Thema. Was ihm vorgeworfen wurde, war geistiger Landesverrat. Wie Jakob Schaffner beteuerte Schmitz dagegen, im Kerne ein guter Schweizer Patriot zu sein – und dies liesse sich sogar aus seinem letzten Gedichtband belegen. Das von Debrunner zitierte üble Pamphlet «*Judaei tumultuantes*» von 1933 gehörte nicht zu den von der Regierung besonders inkriminierten Gedichten. Der Antisemitismus war auch den Basler Linken und Liberalen peinlich, aber der Kampf dagegen war nicht Bestandteil der geistigen Landesverteidigung. Es sei dann, man ginge so weit, den Antisemitismus ebenfalls dem unschweizerischen Gedankengut zuzurechnen. Explizit wurde dies damals in Basel aber nicht getan.

### Die letzten vierzehn Jahre

Über die letzten vierzehn Lebensjahre von Paul Schmitz war bis jetzt nur bekannt, dass er von Basel wegzog und 1953 «verbittert» – so Leuzinger<sup>92</sup> – in Uerikon (Gemeinde Stäfa ZH) starb. Schmitz blieb 1939 aber vorerst in Basel. Erst nach der Zwangsversteigerung des Hauses auf dem Bottminger Bruderholz im März 1940 zog das Ehepaar Schmitz nach Zürich und «wohnte dort ganz nett am

92 Leuzinger (wie Anm. 2), S. 88.

Zürichberg», wie Adolf Zinsstag schrieb.<sup>93</sup> Nach dem Verdikt des Grossen Rates von 1939 habe sich der Aufenthalt in Basel «immer wie mehr als unmöglich» erwiesen.<sup>94</sup>

«Er wurde von der Strassenbahn heruntergestossen, mit Frechheiten und Beleidigungen überschüttet, angespuckt usw. Die politischen Leidenschaften wollten an ihm das ‹Mütchen kühlen› sodass der bald Siebzigjährige sich entschloss, auszuwandern.»

So berichtete es Zinsstag zehn Jahre später zuhanden eines unbekannten Adressaten. Die finanzielle Situation von Paul Schmitz schildert er folgendermassen:

«Seine Einkünfte waren, wie ja immer auch in Basel, stets sehr unregelmässig und problematisch, ohne Zuschüsse aus Freundeskreisen – darunter solche, die ihm regelmässig jeden Monat zuflossen – wäre die Existenz nicht zu halten gewesen. Durch das Fürsorgeamt in Basel wurden ihm (obschon er seinen Wohnsitz nicht mehr in Basel hatte) ebenfalls monatlich Unterstützungen, zuletzt in der Höhe von Fr. 137.– ausbezahlt. Eine Zeitlang schien eine gewisse Ordnung, ja Stabilität sich zu entwickeln, aber bald genug hörte man wieder von Privatschulden und Zinsrückständen nebst den dadurch entstandenen Betreibungen. Gleichwohl ab[er] war Dominik Müller und namentlich seiner Frau dieses Basler Unterstützungsgeld ein ‹Dorn im Auge›, das Ressentiment, von Basel nichts annehmen zu wollen, beherrschte das Ehepaar und führte zu deren Entschluss, die Annahme des Geldes zu verweigern ...»

1949 «nahte der Tag des wirtschaftlichen Zusammenbruchs mit Riesenschritten», so wiederum Zinsstag. Dem Ehepaar Schmitz wurde die Zürcher Wohnung gekündigt, eine neue fanden sie wegen ihres Rufes als säumige Zahler vorerst nicht. Gleichzeitig musste sich Schmitz im Spital einer Prostata-Operation unterziehen. Zum Umzugstermin lag er noch rekonvaleszent im Bett, so dass der behandelnde Arzt einen Aufschub erwirken konnte. Am Ende wurde die Wohnung auf behördlichen Befehl geräumt und das Ehepaar in Zürich «in einem Hospiz» untergebracht, «auch auf Kosten Basels», wie Zinsstag anmerkt. Im November fand das Ehepaar provisorische Unterkunft im verhassten Basel, zuerst bei der Schwester Berta Schmitz und danach in einer Wohnung an der Realpstrasse. Zu einer Vorladung beim Fürsorgeamt liess sich Schmitz von Berta und seiner Frau vertreten, die dabei den Standpunkt vertrat, «von Basel nichts annehmen zu wollen». Regierungsrat Carl Miville erklärte Adolf

93 Privat-Schrift (wie Anm. 62). Die Wohnadresse lautete Hinterbergstrasse 56 und ab Oktober 1940 Hadlaubstrasse 36.

94 Kurzer Überblick (wie Anm. 85). Dort auch das Folgende.

Zinsstag in einer Audienz, «dass nur noch eine Unterkunft in Basel (Verpfändung) in Betracht komme, sobald einmal kein anderer Ausweg, als die Heimschaffung heranreift».

Soweit kam es allerdings nicht. Zinsstags letzte Geldsammlung erbrachte zwar nur noch 670 Franken. Dem Ehepaar Schmitz gelang es aber mit Hilfe des Sohnes, in Uerikon (Gemeinde Stäfa) ein Wohnung zu finden, in der Schmitz seine letzten Lebensjahre verbrachte. Zum 80. Geburtstag publizierten die «Basler Nachrichten» einen vom kleinen Freundeskreis um Adolf Zinsstag eingesandten Artikel, während die «National-Zeitung» einen Abdruck ablehnte.<sup>95</sup> In die letzten Jahre fällt die Neuformulierung des nicht sehr verbittert wirkenden «Lebensabrisses» durch Schmitz, aber auch eine Publikation in der Zeitschrift «Der Turmwart» des Alt-Frontisten und früheren Redaktors der «Front», Werner Meyer. «Der Beobachter» machte dies in einem Artikel vom 31. August 1951 über neonazistische Umtriebe in Deutschland und der Schweiz publik. Paul Schmitz starb am 6. April 1953. An der Abdankung, an der laut Georg Schmitz gegen zweihundert Personen teilnahmen, sprach der erwähnte Werner Meyer. E. F. Knuchel und Otto Kleiber würdigten in den «Basler Nachrichten» (8. April) bzw. in der «National-Zeitung» (10. April) die literarischen Verdienste des Verstorbenen und erinnerten in versöhnlichem Ton an seinen unrühmlichen Abgang von Basel.

### Nachwirkungen

Für die Nachwelt wurde der Dichter Dominik Müller «inexistent», schreibt Fridolin Leuzinger, der aber auch Ausnahmen von diesem Verdikt nennt.<sup>96</sup> Begnügen wir uns mit den Fakten: Noch in seinem Todesjahr ging Paul Schmitz in einen der originellsten deutschen Nachkriegsromane ein, wenn auch mit kritischen Tönen: «Die Insel des zweiten Gesichts» von Albert Vigoleis Thelen. 1955 gab Lydia Schmitz-von Dehanoff die Einwilligung für den Abdruck von 24 Gedichten im Band «Basilea Poetica» des Verlags Schwabe. Weitere

95 Basler Nachrichten vom 15. Januar 1951 sowie UB Basel, Handschriftenabteilung NL 99 E 1,1: Schreiben der Redaktion der National-Zeitung. Verfasser des Geburtstagsartikels war Arnold Pfister (1901–1966), Basler Kunsthistoriker und Mitarbeiter von frontistischen Blättern. Von ihm stammt auch ein Gratulationstext aus dem Jahre 1941, vgl. ebd. Der Nachlass von Pfister befindet sich ebenfalls in der Handschriftenabteilung der UB Basel.

96 Leuzinger (wie Anm. 2), S. 89.

Gedichte und ein Prosatext wurden 1972 mit Unterstützung des Basler Literaturkredits im Band «Basler Horizonte» veröffentlicht. Auch der Band «Ich weiss eine Stadt» von Fringeli/Leuzinger<sup>97</sup> erschien mit einem finanziellen Zuschuss des Erziehungsdepartements. Gedichte von Dominik Müller wurden auch in Mundartanthologien von geringerem literarischem Anspruch wiederabgedruckt.<sup>98</sup>

1976 erschien die Dissertation von Catherine Haenggi über den Briefwechsel mit Pío Baroja.<sup>99</sup> Die Entdeckung fand ausführliche Erwähnung in der Madrider Zeitung «ABC», die Pío Baroja am 29. Mai 1977 ein ganzes Dossier widmete.<sup>100</sup> Haenggi war in den Memoiren von Pío Baroja auf den Namen Paul Schmitz gestossen, wusste aber nicht, wer das war. Bei den Basler Behörden, die sie befragte, kannte niemand den Namen Paul Schmitz; erst der Mundartlyriker Albin Fringeli (1899–1993)<sup>101</sup> konnte ihr weiterhelfen. In ihrem Vorwort schildert sie dann, wie sie einen Teil des Nachlasses von Schmitz mit den Briefen von Baroja im letzten Moment vor der Vernichtung retten konnte. Bei den verschiedenen Wohnungswechseln war der Nachlass an verschiedenen Orten verstreut worden. Papiere von Paul Schmitz lagerten zum Beispiel im Estrich der Gemeindeverwaltung von Oerlikon. Sohn Georg Schmitz war bei dieser Suche offenbar keine zuverlässige Hilfe. Später war er aber dafür besorgt, dass nach seinem Tod 1989 der Nachlass seines Vaters an das Archiv für Zeitgeschichte ging. Der erfolglose Journalist und Korrespondent («Neue Basler Zeitung», «Die Tat», «Basler Nachrichten») wandelte politisch ganz in den Fussstapfen des Vaters. Der «Beobachter» bezeichnete ihn als «braunes Irrlicht» und erinnerte daran, dass er wegen Dienstversäumnisses von einem Divisionsgericht 1948 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt worden war. Die Behauptung, dass er auch für einen Nachrichtendienst des Deutschen Reiches gearbeitet habe, musste die Zeitschrift allerdings zurücknehmen. Tatsache ist, dass sich Georg Schmitz vom Oktober 1940 bis Januar

97 Ich weiss eine Stadt (wie Anm. 2).

98 Siehe z.B. «Die schönsten Dürtschschwizer Mundartgedichte», hrsg. von Peter Meyer, Bern 1983.

99 Haenggi (wie Anm. 3).

100 AfZ, Nachlass Paul Schmitz 13.1: Los Domingos de ABC vom 29.5.1977, S. 8–14.

101 Albin Fringeli ist der Vater des Lyrikers und Redaktors Dieter Fringeli (1942–1999), der zusammen mit Fridolin Leuzinger die Dominik-Müller-Anthologie (wie Anm. 2) herausgab.

1942 in Lissabon aufhielt.<sup>102</sup> Adolf Zinsstag empfand ihn als eine «Art Hochstapler».<sup>103</sup>

Georg Schmitz war der Auffassung, dass sein Vater ein Opfer der Basler «Roten» wurde, die 1939 die Gelegenheit zur Rache für Schmitz' Dauerpolemik gegen das «rote Basel» ergriffen hätten.<sup>104</sup> Fridolin Leuzinger zeichnet Schmitz dagegen eher als Opfer der «feinen und feigen» Leute in Basel und zitiert zu diesem Zweck das Diktum von Dominik Müller: «Der echte Basler ist fein und feig».<sup>105</sup> Immerhin setzte sich ein Teil dieser sogenannten feinen Leute hinter den Kulissen während Jahren finanziell für Schmitz ein.

Dass Leuzinger dies in seinem Urteil nicht angemessen würdigt, ist bezeichnend für seinen Rehabilitationsversuch, der 1985 zur Kenntnis genommen wurde, ohne dass nochmals eine Debatte entstanden wäre. Interessant ist auch, dass Schmitz' Antisemitismus erst in der zweiten Hälfte der Neunzigerjahre vermehrt in den Blick geriet, als man im Gefolge der Debatte um die Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg und die nachrichtenlosen Vermögen antisemitischen Deutungsmustern vermehrt nachging. Das antijüdische Ressentiment, das Pío Baroja bei seinem Freund Schmitz eher mit Verwunderung zur Kenntnis nahm, ist ein Element seines Denkens und Empfindens, das aber doch nicht den ganzen Mann erklärt. Mit der Rekonstruktion der biographischen Fakten wurde versucht, weitere Elemente zum Verständnis der merkwürdigen Doppelexistenz Paul Schmitz/Dominik Müller zusammenzutragen. Vielleicht regt es dazu an, bei diesem literarischen Vermächtnis eine kritische Bestandesaufnahme vorzunehmen.

102 AfZ, Nachlass Georg Schmitz: Lebenslauf vom 24. Februar 1989; «Beobachter» vom 15.7.1959 und weitere Zeitungsberichte. Der vom NS-Regime verfolgte deutsche Publizist Rudolf Pechel (1882–1961) hatte gegen Georg Schmitz wegen Ehrbeleidigung geklagt.

103 Privat-Schrift (wie Anm. 62). Zinsstag berichtet darin auch, dass Georg Schmitz im September 1945 wegen Vergehens gegen das Militär-Strafgesetz verhaftet worden sei.

104 Gesprächsprotokoll Winkler/Schmitz (wie Anm. 6).

105 Dominik Müller: *Disteln*, Basel 1937 (Bibliophile Ausgabe mit Holzschnitten von Ernst Wolf, ohne Paginierung).